

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 6 (1896)
Heft: 5

Artikel: Prof. Ernst Götzinger : 23. September 1837 bis 10. August 1896
Autor: Dierauer, Johannes / Götzinger, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789239>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

† Prof. Ernst Götzinger.

23. September 1837 bis 10. August 1896.

Von Johannes Dierauer.

Am Nachmittag des 12. August dieses Jahres bewegte sich ein kurzer Trauerzug durch die Stadt St. Gallen nach dem neuen Friedhof am Nordabhang des Rosenberges. Die nächsten Verwandten und Freunde gaben dem dahingeschiedenen Professor Götzinger das Geleite zur letzten Ruhestätte. Solch stille Beerdigung lag im Sinne des Verstorbenen, der äussern Ehrenbezeugungen gern aus dem Wege ging. Aber es erregte doch eine wehmütige Empfindung, dass sogar die Schüler beim Sarge ihres Lehrers fehlten: sie waren wegen der eingetretenen Ferien in aller Welt zerstreut.

Schon seit geraumer Zeit konnte man in St. Gallen auf den Tod des trefflichen Mannes vorbereitet sein. Die auswärtigen Freunde wurden aber durch die Nachricht von seinem Ableben wohl völlig überrascht. Sie wussten nicht, dass ihn im Frühjahr ein schweres Gehirnleiden ergriffen hatte, das fast jede Hoffnung auf Genesung ausschloss und ein andauerndes Siechtum einzuleiten schien. In der Tat stand zu befürchten, dass es ihm beschieden sei, das Schicksal seines von ihm so oft bedauerten Freundes Arnold Hug zu teilen. Aber die stetig um sich greifende Cerebralgeschwulst knickte zusehends die Kraft des stattlichen, sonst kerngesunden Mannes und tat binnen wenigen Monaten ihr Werk. So hat ein gnädiges Geschick ihn und die Seinigen wenigstens vor den Peinlichkeiten eines allzu langen Krankenlagers bewahrt.

Es ist nicht meine Absicht, in diesen Blättern ein ausführliches Lebensbild des verstorbenen Freundes und Kollegen zu entwerfen. Ich möchte ihm hier nur einen kurzen Nachruf widmen und alle, die ihn kannten und verehrten, in schlichter Weise an seinen Bildungsgang und seine wissenschaftliche Arbeit, an seine Lehrtätigkeit und seine eigenartige Kraftgestalt erinnern.

I.

Ernst Göttinger war bekanntlich ein Sohn des aus Sachsen stammenden Grammatikers und Literaturhistorikers Max Wilhelm Göttinger, der von 1827—1850 die Lehrstelle der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium in Schaffhausen innehatte. Der strenge, an Kant geschulte Vater gab ihm die wissenschaftliche Richtung und das Formtalent; von der feinsinnigen Mutter, einer geb. Kirchhofer, erbte er die heitere Grundstimmung seines Wesens und die tiefe Anlage des Gemüts. Am Gymnasium gehörten der tüchtige Philologe Morstadt und der junge, höchst anregende Rechtshistoriker Knies zu seinen Lehrern. Er entschloss sich, Sprachwissenschaften zu studiren, und bezog im Frühjahr 1856, kaum 19 Jahre alt, die Universität in Basel. Doch wollte er hier vorerst einen möglichst breiten Grund zu allgemeiner Bildung legen und hörte mit dem leidenschaftlichen Eifer eines angehenden Musensohnes die verschiedensten Kollegien, die in der philosophischen, ja auch in der theologischen Fakultät geboten wurden. Indessen scheinen der durch seinen Vortrag und seine ganze Persönlichkeit imponirende Philosoph Karl Steffensen, der Meister der deutschen Sprache und Literaturgeschichte Wilhelm Wackernagel und der lebenswürdige Professor der klassischen Philologie Karl Ludwig Roth, mit dessen genialem Sohne Wilhelm, einem Orientalisten, er eng befreundet wurde, den nachhaltigsten Einfluss auf ihn ausgeübt zu haben. Der fröhlichen Seite des Studentenlebens hielt er sich nicht fern. Er trat der Basler Sektion der Neu-Zofingia bei, deren Mitglieder, wie er an die besorgte Mutter schrieb, „ohne Ausnahme recht hübsche Leute“ waren, und der hochaufgeschossene „Moloch“ genoss mit seinen Freunden in reinen Zügen die gesellige Lust der akademischen Jugend.

Von Basel wandte er sich im Spätjahr 1857 nach Bonn. Dort hörte er während zweier Semester die Berühmtheiten jener Jahre: für klassische Altertumskunde Ritschl, Jahn und Welcker, für Philosophie und Pädagogik Christian August Brandis, für romanische Sprachen Friedrich Diez. Er fand aber an der rheinischen Universität nicht eigentlich, was er suchte. Es schien ihm, dass die Bonner Philologen, zumal der „Hauptkerl“, Ritschl, sich fast nur mit den Buchstaben und Wörtern der Griechen und Römer beschäftigten und Geschichte und Geist des Altertums als etwas Nebensächliches betrachteten. Sein Sinn war vorwiegend auf den allgemeinen Zusammenhang der geistigen Strömungen älterer und neuerer Zeit gerichtet; er verwünschte, bisweilen mit komischer Übertreibung, die pedantische „Wortkrämerei“ und besass im grunde auch nicht die nötige Geduld, um sich auf die Dauer dem

spröden Detail eines wissenschaftlichen Betriebes hinzugeben. Der Bonner Aufenthalt wirkte aber doch mannigfach fördernd auf ihn ein. In einer freien Gesellschaft, der auch der St. Galler Hermann Wartmann, der Glarner Joh. Jakob Bähler und einige deutsche Studirende, wie der Frankfurter Scholl, die Gothaer Richard Schneider und Arnold Schumann angehörten, fand er treue Freundschaft und frischen geistigen Verkehr. Vereint mit dem einen und andern dieser Freunde durchwanderte er in den Ferienzeiten, die nach seinem Geschmack nur allzu häufig eintraten und allzu lange dauerten, die herrlichen Gegenden am Rhein. Er liebte es, wie ein echter fahrender Schüler, das Ränzchen auf dem Rücken, den Stock in der Hand, weit ausschreitend durch die Täler und über die Hügel zu marschiren, in einsamer Kneipe einen guten Trunk zu tun und mit offenem Auge die wechselnden Bilder von Land und Leuten in sich aufzunehmen. In Begleitung Bählers sah er Aachen, die Kaiserstadt, mit den Reliquien Karls des Grossen. Ein Pfingstausflug führte ihn mit zwei Frankfurtern über die Eifel bis nach Trier hinauf, in das „alte Nest“, wo nach seinem launigen Reiseberichte „Bürger, Wirte, Mönche, Pfaffen, Soldaten und Ladenmädchen, im ganzen etwa 18,000“ wohnten, — dann durch das liebliche Moseltal zurück nach Koblenz. Mochten Rock und Stiefel nach solchen Reisen zerrissen sein: es kümmerte ihn wenig; denn gesund an Leib und Seele und erfüllt von Eindrücken, die ihm unauslöschlich im Gedächtnis blieben, kam er jeweilen von seinen Wanderschaften wieder heim.

Im August 1858 liess sich Göttinger vom Dekan der philosophischen Fakultät in Bonn das Abgangszeugnis geben; er wollte in Göttingen seine akademischen Studien weiterführen und zum Abschluss bringen. Inzwischen aber, während der Ferienzeit, gedachte er seine sächsischen Verwandten aufzusuchen, die fortwährend freundliche Beziehungen mit seinem 1856 verstorbenen Vater unterhalten hatten und ihm selbst, dem heitern Studio, durch generöses Bezeigen nahe getreten waren. Wie oft hat er uns und seinen Schülern von dieser Reise erzählt, auf der er, fast immer zu Fuss, in „herrlicher Freiheit“ quer durch die deutschen Lande vom Rhein bis an das Erzgebirge zog! Er sah das nassauische Gebiet, folgte tagelang im Sonnenbrand dem Lauf der Lahn, dass sie „wuchs durch den Schweiss; der von ihm hineinfloss“, kehrte in Limburg und in Wetzlar zu, besuchte Freund Schumann in Gotha und gaudirte sich bei ihm auf lateinischer Zehrung „wie ein Fisch im Wasser“, trollte sich durch Jena, „die feinste Musenstadt“, und fand dann herzliche Aufnahme bei den Angehörigen seiner Sippe in Leipzig und in Dresden. Anfangs Oktober kam er nach Göttingen, um „munter und

tatkräftig“ seine Studien an der Georgia Augusta fortzusetzen. Er traf hier wiederum, was ihm Bedürfnis war: eine ganze Gesellschaft von jungen Schweizern, die ernstes wissenschaftliches Streben mit dem in Göttingen sich anbietenden bescheidenen Lebensgenuss verbanden, voran Wilhelm Roth und Hermann Wartmann, mit denen er in erneuerter Freundschaft Arbeit und Erholung teilte. Seine philologischen Studien dehnte er jetzt, wie Roth ihm riet, auch auf die orientalischen Sprachen aus. Er hörte die Vorlesungen des „Propheten“ Ewald über den Pentateuch und nahm bei Benfey einen Sanskritkurs. Aber das Schwergewicht seiner Arbeit legte er doch auf die Germanistik, die ihn mehr als jedes andere Sprachgebiet anzog und beschäftigte; er war ja von Kindesbeinen an gleichsam in germanistischer Atmosphäre emporgediehen. Bei Leo Meyer machte er sich mit gotischer, altnordischer und angelsächsischer Literatur vertraut. Zugleich wurde er ein intimer Schüler Wilhelm Müllers und besuchte, neben seinen Vorlesungen über historische Grammatik der deutschen Sprache, durch drei Semester die Übungen seiner deutschen Gesellschaft. So nahte im Wintersemester 1859/60 das Ende seiner Studienzeit. Er sehnte sich um so mehr nach der Heimat zurück, als seine besten Freunde damals bereits abgegangen waren und sich anschickten, in öffentliche Stellungen einzutreten. Mit aller Kraft bereitete er sich auf das Examen vor, schrieb an einer Dissertation über die angelsächsischen Dichtungen Caedmons und bestand in vollen Ehren den „bittern Tag“. Am 10. März 1860 wurde er „propter egregiam scientiam in literis germanicis et antiquis“ zum Doktor promovirt. Auf der Heimreise besuchte er in Basel das Grab Wilhelm Roths, der soeben, an der Schwelle einer nach aller Voraussicht glänzenden akademischen Laufbahn, zu seinem tiefen Schmerze vom Tode dahingerafft worden war. In Schaffhausen traf er seine treue Mutter noch am Leben; es war nach manchen sorgenvollen Jahren eine ihrer letzten Freuden, den Sohn am Ziele seiner Lernzeit angelangt zu sehen. Schon aber richtete der junge Gelehrte seine Blicke nach St. Gallen, wo sich ihm Aussicht auf eine Lebensstellung bot.

II.

Bereits im Februar 1860 hatte Wartmann, der inzwischen „Ratsschreiber der löblichen Stadt St. Gallen“ geworden war, den Göttinger Doktoranden auf eine erledigte Lehrstelle für deutsche Sprache und Geographie an der Kantonsschule aufmerksam gemacht und ihn ermuntert, seine Anmeldung einzureichen. Mutter und Schwager (Dr. Theodor Hug) waren zwar der Ansicht, er sollte sich noch nicht binden

lassen und sich nach Frankreich oder England schlagen, um die Welt zu sehen und als Hauslehrer pädagogische Erfahrungen zu sammeln. Sie wiesen auch auf die unsichere Lage der st. gallischen Kantonsschule hin, die damals noch nicht förmlich vom Staate übernommen war, sondern nur auf einem für wenige Jahre zwischen der Stadt St. Gallen, dem evangelischen und dem katholischen Kantonsteil geschlossenen Vertrag beruhte. Allein Göttinger trug kein Verlangen nach dem Ausland und den gleissenden Vorteilen eines Hofmeisteramtes. Mochte auch, vom Vater her, deutsches Blut in seinen Adern rinnen: er hing mit allen Fasern seines Daseins am schweizerischen Heimatland. Rasch setzte er sich über alle abwägenden Bedenklichkeiten, die ohnehin nicht seine Sache waren, hinweg, vertraute seinem guten Stern und bewarb sich um die vakante Stelle. Sie ist so beschaffen, schrieb er noch von Göttingen aus an seine Mutter, „dass sie mich nicht von meiner Hauptsache, dem Studium der deutschen Sprache, abzieht, und das ist zuletzt das Notwendigste, dass ich nicht versimpele und zum gemeinen Schulmeister werde, der sein Gewerbe treibt wie ein Schuhmacher; denn den einen ist die Wissenschaft eine hohe himmlische Göttin, den andern eine tüchtige Kuh, die sie mit Butter versorgt“. Der Kantonsschulrat, dessen geistiges Haupt damals Friedrich Tschudi war, schenkte ihm Vertrauen. Anfangs Mai 1860 trat er in den ihm erschlossenen Wirkungskreis. Und wahrlich, weder er noch St. Gallen hatten jemals Ursache, die gefallene Entscheidung zu bereuen. Für die weitem 36 Jahre seines arbeitsfrohen Lebens war er der Unsrige!

Der neue Professor fühlte sich bald heimisch in St. Gallen. Er suchte den Anforderungen, die die Schule auf verschiedenen, seinen bisherigen Studien zum Teil fremden Gebieten an ihn stellte, mit energischem Einsatz seiner Kräfte gerecht zu werden. Er hielt die kleinen Rangen mit fester, wohl auch derber Hand im Zaum; den grössern Schülern, „mit denen man ein vernünftiges Wort sprechen kann“, imponierte er durch Gelehrsamkeit und anregenden Unterricht. In kurzer Zeit konsolidierte sich zufolge einer neuen Verfassung die Lage der Kantonsschule, und er musste nicht mehr befürchten, von einem Tag zum andern als ein Opfer politischer Wandlungen und Intriguen weggedrängt zu werden. Daraufhin gründete er im Frühjahr 1862 seine eigene Familie.

Inzwischen aber hatte er bereits nach seinen Wünschen den Boden für eine fruchtbare wissenschaftliche Betätigung gefunden. Er trat unmittelbar nach seiner Ankunft in St. Gallen, wie es sich von selbst verstand, dem von Wartmann gegründeten Historischen Verein bei und stellte sich mit den Ergebnissen seiner Studien der Gesellschaft

zur Verfügung, wie sie ihm umgekehrt auch eine schätzbare Stütze für Veröffentlichungen bot. Freilich in den ersten Jahren, als die Pflichten des Berufes ihn vollauf in Anspruch nahmen, musste er sich in der Ausführung literarischer Arbeiten Zurückhaltung auferlegen: einige kleinere Abhandlungen aus jener Zeit finden sich im Neuen Schweizerischen Museum. Dann aber, vom Jahre 1865 an, fiel eine Frucht seines rührigen Schaffens nach der andern ab. Er edirte den Kopp'schen und den Murner'schen Kalender vom Jahre 1527 und die von Johannes Kessler verfasste Vita Vadian's. Diese Stücke führten ihn auf die zum Teil noch ungehobenen Schätze im Manuskriptenraum der Stadtbibliothek, und da der Historische Verein bereits einige ältere st. gallische Geschichtsquellen in seine Mitteilungen aufgenommen hatte, so wandte er sich den vorhandenen Werken aus der Reformationsepoche zu. In den Jahren 1866—68 gab er die Sabbata, die anmutigen Aufzeichnungen Johannes Kesslers heraus, die bisher nur in einzelnen Abschnitten bekannt geworden waren. An Kessler reihte sich 10 Jahre später Vadian, dessen deutsche historische Schriften er auf Veranstaltung des Historischen Vereins und mit Unterstützung des Kaufmännischen Direktoriums in drei stattlichen Bänden dem Drucke übergeben konnte. Vadian, der Humanist, der Bürgermeister, der Reformator und Geschichtschreiber, wurde eine seiner Lieblingsgestalten. Die umfassende Bildung und der weite Blick, die Milde und die Kraft, die Reinheit und Wahrheit seiner Persönlichkeit zogen ihn immer wieder an und beschäftigten ihn bis zu den letzten lichten Momenten seines Lebens. Noch 1895 schrieb er im Auftrag des Vereins für Reformationsgeschichte seine Biographie, und er hatte die Freude, diese „in hohem Grade sittliche und vorbildliche Natur“ einem grossen Kreise vorzuführen. Ja, erst vor wenigen Wochen, als er bereits im Grabe ruhte, erschien in der Allgemeinen deutschen Biographie sein sorgfältig erwogener Artikel „Joachim von Watt“. Wie nie zuvor wurde durch Götzingers Arbeiten die Bedeutung Vadian's auf dem Gebiete der Historiographie gewürdigt; seine Einleitung zu den „Deutschen historischen Schriften“, in welcher er sich über die Quellen, den Umfang und Geist der Chronik der St. Galler Äbte, über die Kunst und Wärme seiner Darstellung aussprach und zu dem Resultat gelangte, dass Vadian als deutscher Geschichtschreiber den ersten Namen seines Jahrhunderts beigezählt werden muss, ist eine wissenschaftliche Musterleistung.

Von Hause aus mit dem feinsten Sprachgefühl begabt, lebte sich Götzinger während dieser Arbeiten vollkommen in die Formen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ein, und es machte ihm nun

Vergnügen, gelegentlich in kleinen Schriften den treuherzigen Chronikstil mit seinem alemannischen Lautstand nachzuahmen. Wer kennt sie nicht, die durch „Emilium Zollikofer“ gedruckten gelben Büchlein, in denen „der Schuolmeister an der latinischen Schuol“ mit unvergleichlichem Humor „von ursprung und herkomen loblicher gesellschaft der geschichtsfründe in Sant Gallen“, „von dem uralten Möttelischloss ob Rorschach“, von den „Herren von Ramswage“, „vom alten schloss zuo Mambrechtzhofen“ u. s. f. erzählte! Oder in wessen Lehrers Hand ist nicht seine köstliche Erinnerung an „aller schuolmeister hochgezite ze Aarow“ (August 1872) gekommen, an der „der doctor Buocher, ober-schuolmeister an der latinischen schuol zuo Luzerne uns ein nûw schreibung der tûtschen sprach empfalch“! Oder endlich, wer hat nicht seine „Warhafftige nuwe zittung des jungst vergangnen tûtschen kriegs“ gelesen, die er nach der Herstellung des Friedens im Frühjahr 1871 niederschrieb und die in ihren verschiedenen Auflagen seinen Namen durch alle deutschen Lande trug! Diese Büchlein sind scheinbar leicht hingeworfene, schalkhafte Skizzen; bei näherer Betrachtung aber erweisen sie sich als kleine Kunstwerke von wahrhaft poetischem Reiz, die nur ein gründlicher Kenner des sprachlichen Lebens in souveränem Behagen formen konnte.

Eben die Freude an dem urwüchsigen, kernhaften Sprachgut der Reformationsepoche reizte ihn auch, das „Lob der Torheit“ von Erasmus in der deutschen Form, die Sebastian Frank diesem populärsten Werke des berühmten Humanisten gegeben hatte, wieder aufzuwecken und es in neuem Gewande, von zahlreichen sprachlichen Anmerkungen begleitet, in die Welt zu schicken (1884). Nicht minder zog ihn Hans Sachs durch den Reichtum seines Ausdrucks, durch die Kraft seines Humors und durch die freie Auffassung religiöser Dinge an. Er gehörte, wie unter anderm aus der in dieser Zeitschrift erschienenen Monographie erhellt, zu der engbegrenzten Gemeinde, die nicht nur den Namen des Nürnberger Meistersingers ehrt, sondern auch seine Werke kennt.

Aber mit derselben Lust und Kraft versenkte er sich in die neuern Perioden der deutschen Literatur, die durch Martin Opitz eingeleitet worden sind. Er besorgte neue Ausgaben des „Dichtersaals“ und der „Deutschen Dichter“ seines Vaters. Klopstock, Lessing, Herder, Schiller waren ihm in ihren Hauptwerken immer gegenwärtig. Jedoch am nachhaltigsten beschäftigte er sich mit seinem Goethe, dessen gewaltigen Genius er wie wenige verstand, dessen Sprachgewalt ihn stets mit Bewunderung erfüllte und dessen reine, über jeden dogmatischen

Zwang sich erhebende Humanität verwandte Saiten in seiner eigenen Persönlichkeit erklingen liess. Daneben aber folgte er gern den einfach innigen Offenbarungen des menschlichen Gemütes. Er lauschte den Weisen des Volksliedes. Er erforschte die Geschichte des evangelischen Kirchengesanges und der schon im 17. Jahrhundert gegründeten Singgesellschaft zum Antlitz in St. Gallen. Ganz besonders aber fühlte er sich von Johann Peter Hebel, dem naturfrohen, liebenswürdigen Sohne des badischen Oberlandes, angezogen. Er kommentirte seine vom lieblichsten Hauch volkstümlicher Poesie durchwehten alemannischen Gedichte und leitete die neue Ausgabe mit einer Geschichte der oberalemannischen Mundart ein. Das war seine Art: die literarischen und sprachlichen Erscheinungen jeweilen in ihrem historischen Zusammenhang zu erfassen, das Detail in den allgemeinen Aufriss des wissenschaftlichen Gebäudes einzufügen. So stellte er auch die „Deutsche Grammatik“ in einem 1880 erschienenen Lehrbuch genetisch dar, während sein Vater sich für die „Deutsche Sprachlehre“ streng an den Kreis der neuhochdeutschen Literatursprache gehalten hatte.

In den achtziger Jahren erreichte Götzingen die Höhezeit der Schaffensfreude. Kaum waren die Schriften Vadians edirt und die Deutsche Grammatik abgeschlossen, als er das umfangreiche „Reallexikon der deutschen Altertümer“ in Angriff nahm und mit bewundernswürdigem Fleisse in der vom drängenden Verleger eingeräumten Frist vollendete. Das Buch mag, auch in der zweiten Auflage, die bald nötig wurde, seine von den Germanisten strenger Observanz gerügten Mängel haben; denn unmöglich konnte der Verfasser die verschiedenartigen, zahllosen Gebiete, über die er sich auszusprechen hatte, gleichmässig beherrschen; aber es steht ausser Frage, dass das Werk ungezählten Lehrern und Schülern als ein kulturgeschichtliches Handbuch treffliche Dienste leistet. — Zwischenhinein schrieb er eine Menge kleinerer Aufsätze über sprachliche, literarische und historische Gegenstände. Er pflegte sie vorerst dem Historischen Verein mitzuteilen, um sie dann den „St. Galler Blättern“, der „Schweizerischen Lehrerzeitung“, deren Redaktion er eine Zeit lang angehörte, oder der „Illustrierten Schweiz“ zu übergeben. Eingeleitet durch die schöne Abhandlung „Vaterland und Heimat“ sind ihrer etwa ein Dutzend in dem mit seinem Bildnis versehenen Buche: „Altes und Neues“ (St. Gallen 1891) zusammengestellt.

Durch alle Jahre hindurch war Götzingen ein äusserst tätiges Mitglied und neben dem Präsidenten die Hauptstütze des Historischen

Vereins, dessen Ehre und Gedeihen, auch wenn er es bisweilen fast nur widerwillig zu erkennen gab, ihm stets am Herzen lagen. Wie aus einem unerschöpflichen Born des Geistes und der Kenntnisse flossen die Vorträge, die er im Schosse der Gesellschaft hielt, und die wissenschaftlichen oder populären Arbeiten, die er in ihren Publikationen niederlegte. Eben in der ersten Serie der „Mitteilungen“ des Vereins erschien die Sabbata. Die zweite Dekade beschloss er mit einer Ausgabe der Chronik des redlichen und milden Bischofzeller Klerikers Fridolin Sicher, die ihn wieder auf die Reformationszeit führte. In einem Bande der dritten Folge (1891) veröffentlichte er die bedeutsamsten Dichtungen und Briefe des durch seine freie und edle Bildung ausgezeichneten Statthalters Bernold von Walenstadt, des „Barden von Riva“. Zugleich schenkte er dem Verein auch eine Reihe von Neujahrsblättern, die sich in allgemein verständlicher Form an einen weiteren Kreis von Lesern, vor allem an die Jugend, richteten. Er begann mit den st. gallischen Minnesängern Ulrich von Singenberg und Konrad von Landegg. Dann stellte er das Schicksal der Feldnonnen bei St. Leonhard zur Zeit der kirchlichen Umgestaltung in St. Gallen dar. Oder er griff auf Vadian, um das Bild des gelehrten Geschichtschreibers vorzuführen und allgemeineres Interesse für seine deutschen historischen Werke zu erregen. Weitere Stücke widmete er der st. gallischen Herrschaft Bürglen im Thurgau, der Familie Zollikofer, dem Armen Mann im Toggenburg und dem Barden von Riva. Sie beruhten alle auf eingehenden Forschungen und trafen den in bestem Sinne populären Ton, dem man in den schweizerischen Neujahrsblättern zu begegnen wünscht. Mit besonders warmer Teilnahme schrieb er die beiden letzten Stücke: die Lebensbilder des armen, von der schwärmerischen Gefühlsrichtung der Sturm- und Drangperiode erfassten Toggenburgers und des originellen, seinerzeit hochangesehenen Walenstadters nieder.

Wohl mag manche Arbeit Götzingers in dieser Übersicht unerwähnt geblieben sein, so seine Schrift über die Orthographiereform, die ihn zu Anfang der 70er Jahre aufs lebhafteste beschäftigte. Meine Andeutungen dürften indes genügen, um einen Begriff von der seltenen Kraft und von der selbstlosen Treue zu gewähren, mit der er an seiner Stelle die wissenschaftliche Bewegung förderte und für die Verbreitung ihrer Ergebnisse Sorge trug. Im Schosse des Historischen Vereins hinterlässt er eine Lücke, die wir noch lange schmerzlich genug empfinden werden; denn vorerst ist niemand da, der mit derselben Fülle der geistigen Kraft und des positiven Wissens, mit derselben feinen Gestaltungsgabe und sonnigen Heiterkeit des ganzen Wesens ausgerüstet wäre, um

für den Abgerufenen ohne weiteres in die Bresche treten zu können. Es ist das Vorrecht originaler Naturen, dass sie unersetzlich sind.

III.

Als Lehrer hatte Götzing in den ersten Jahren, wie es jedem Anfänger, zumal einem ohne praktische Vorübung unmittelbar aus dem akademischen Hörsaal in das Klassenzimmer versetzten jungen Manne gehen mag, doch mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis er zu genügender Sicherheit der Methode und freier Beherrschung des Stoffes durchgedrungen war. Dann aber übte er auf Generationen von Schülern einen unberechenbaren Einfluss aus; er erlebte, dass Schüler die Maturitätsprüfung am Gymnasium bestanden, deren Väter er schon bis zur Universität geleitet hatte. Sein Unterricht drang in die Tiefe, regte die Strebenden unter den jugendlichen Geistern mächtig an und förderte in Wort und Beispiel mit ihrer intellektuellen auch ihre ethische Entwicklung. Er wirkte, wie einer seiner dankbaren Schüler gesagt hat, nicht nur durch das, was er wusste, sondern durch das, was er war, durch seine zwingende Persönlichkeit. Indem er mit grossem Sinn und weitem Blick die Muttersprache, ihre Geschichte und Literatur lehrte, war er „der Verwalter und Übermittler des zentralen Gutes der allgemeinen Bildung“ an der st. gallischen Kantonsschule. Wie hat er Jahr um Jahr, selbst im Innersten ergriffen, den heranreifenden Jünglingen die Schönheit und Gedankenwelt der deutschen Dichtung von ihren Anfängen bis zur neuern Zeit erschlossen! Wie hat er immer wieder die Nibelungen oder die Lieder Walthers von der Vogelweide behandelt, um sie in die Sprache, die Anschauungsweise und die Kulturformen des Mittelalters einzuweihen! Und wie hat er jeweilen den reifsten Schülern mit leuchtender Freude den Tempel der Dichtung Goethes aufgetan! Sein Lehrzimmer nahm sich aus wie eine Galerie der grossen Geister; von den nach seiner Anordnung dekorirten Wänden schauten die Bildnisse von Hans Sachs, Haller, Klopstock, Lessing, Herder, Schiller und Goethe, je von einem Kernspruch begleitet, auf die Jugend herab. Durch das Ganze schwebte Schillers mahnendes Wort: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!“ Wer das Glück gehabt, bis in die obersten Klassen des Gymnasiums sein Schüler zu sein, der wird sich zeitlebens in dankbarer Verehrung der geistigen Impulse erinnern, die er in diesem Raum empfangen hat. Mag dann in den Heften hie und da ein orthographisches Vergehen oder gar ein Konstruktionsfehler dem Auge des Lehrers entgangen sein: was hatte dies zu bedeuten gegenüber der Fülle von frischen Trieben, die er in die jugendlichen

Gemüter senkte! Erquickend und neues Leben schaffend, arbeitete sein Wesen in den Schülern fort.

In der äussern Schulführung war er gleich weit entfernt von fahriger Disziplin wie von kleinlich steifer Ordnung. Er gönnte der Jugend gern ein gewisses Mass von freier Bewegung und schritt nur gegen schlimmen Missbrauch ein, dann aber mit einem Ernste, der den tiefsten Eindruck machte. So gewann er das Vertrauen und die Hochachtung aller guten Elemente, die sich in seiner Gegenwart instinktiv scheuten, die Grenzen des Reinen und Wohlanständigen zu überschreiten. Aber er gewann zugleich ihre herzliche Zuneigung; denn er hielt sie nicht mit vornehmer Kühle von sich ab, sondern er trat zu ihnen in ein vertraulich sicheres Verhältnis. Bei ihm fanden sie, was für jeden gesunden jungen Menschen im unvermeidlichen Zwang des nach Stunde und Minute geregelten Unterrichts Bedürfnis ist: ein zündendes Wort, das die Wimpern hebt, einen kaustischen Witz, der von Mund zu Munde läuft, und jenen freien, beneidenswerten Humor, der alle guten Geister bei der Jugend weckt und sie zu neuer Arbeit munter macht. Nicht anders als „Götz“ nannten sie ihn unter sich; sie freuten sich der behaglich kurzen Form; aber sie legten zugleich Respekt in diesen Namen, denn sie fühlten, dass dem Träger etwas von jener kernhaften Kraft und Tüchtigkeit, von jener Wahrheit, Herzlichkeit und Wärme innewohnte, die Goethe seinem reissigen Berlichinger zugeschrieben hat.

Im kollegialischen Verkehr äusserte er sich bisweilen mit rücksichtslosem Freimut über Dinge, die seinen Anschauungen oder seinem Geradsinn widersprachen. Die ihn aber kannten und ihm näher traten, liessen sich durch einzelne unmutige Worte und scharfe Urteile nicht beirren. Sie wussten, dass der Grundzug seines Wesens rein und heiter, freundlich und gemütvoll war. Sie ehrten ihn in ihrem Kreise als einen geistigen Mittelpunkt von zusammenhaltender Kraft. In guten wie in trüben Stunden fühlten auch sie den belebenden, erfrischenden Odem seiner originellen Persönlichkeit.

So hat vor allem die oberste Lehranstalt St. Gallens durch Götzingers Tod einen schweren Verlust erlitten. Man empfand es in der Stadt wie draussen im Kanton — soweit das Interesse für das Gedeihen unserer Anstalt reicht — mit Wehmut, als „die Fackel, die er fröhlichen und tapfern Sinnes lange Dezennien hindurch unserer suchenden und strebenden Jugend vorangetragen“, seiner Hand entfiel. „Eine durchaus ungewöhnliche Persönlichkeit von wahrer innerer Fülle des Wissens und der Gesichte“, hiess es in einem öffentlichen Blatte, „ist von uns, von der Jugend und den Alten, von der Schule und von der Stadt, die sich des

Gelehrten und des Lehrers erfreuen durften, geschieden, und alle, die des Geistes sind, haben Ursache zur Trauer um das Erlöschen eines rechten Lichtes.“

In der Geschichte der st. gallischen Kantonsschule, der er die beste Kraft seines Lebens in treuer Ausdauer hingegeben hat, wird ihm für alle Zeit ein Ehrenplatz gesichert sein!

* * *

Götzinger war nach allen Richtungen eine reich und stark geartete Natur, auch äusserlich von überragender Gestalt, gleich einem nordgermanischen Recken, mit wallendem Haupthaar, das früh, wie der Bart, ins Graue schoss, breitschultrig und wohlbeleibt. Aus dem Antlitz mit der hohen Stirne sprühten Geistesfunken. Durch die Brille schauten helle, lebhaft Augen. Um seinen Mund spielte in befriedigten Momenten ein feines Lächeln. Ich habe diesen liebenswürdigen Zug noch wenige Tage vor seinem Tode wahrgenommen. Er konnte nicht mehr sprechen; aber die Freude über einen Besuch prägte sich nach alter Weise auf seinen Lippen aus.

Nun ruht er in stiller Gruft. Kollegen und Schüler werden in Verbindung mit seiner Familie nicht verfehlen, sein Grab durch ein einfach würdiges Denkmal zu bezeichnen.

St. Gallen, im Oktober 1896.
